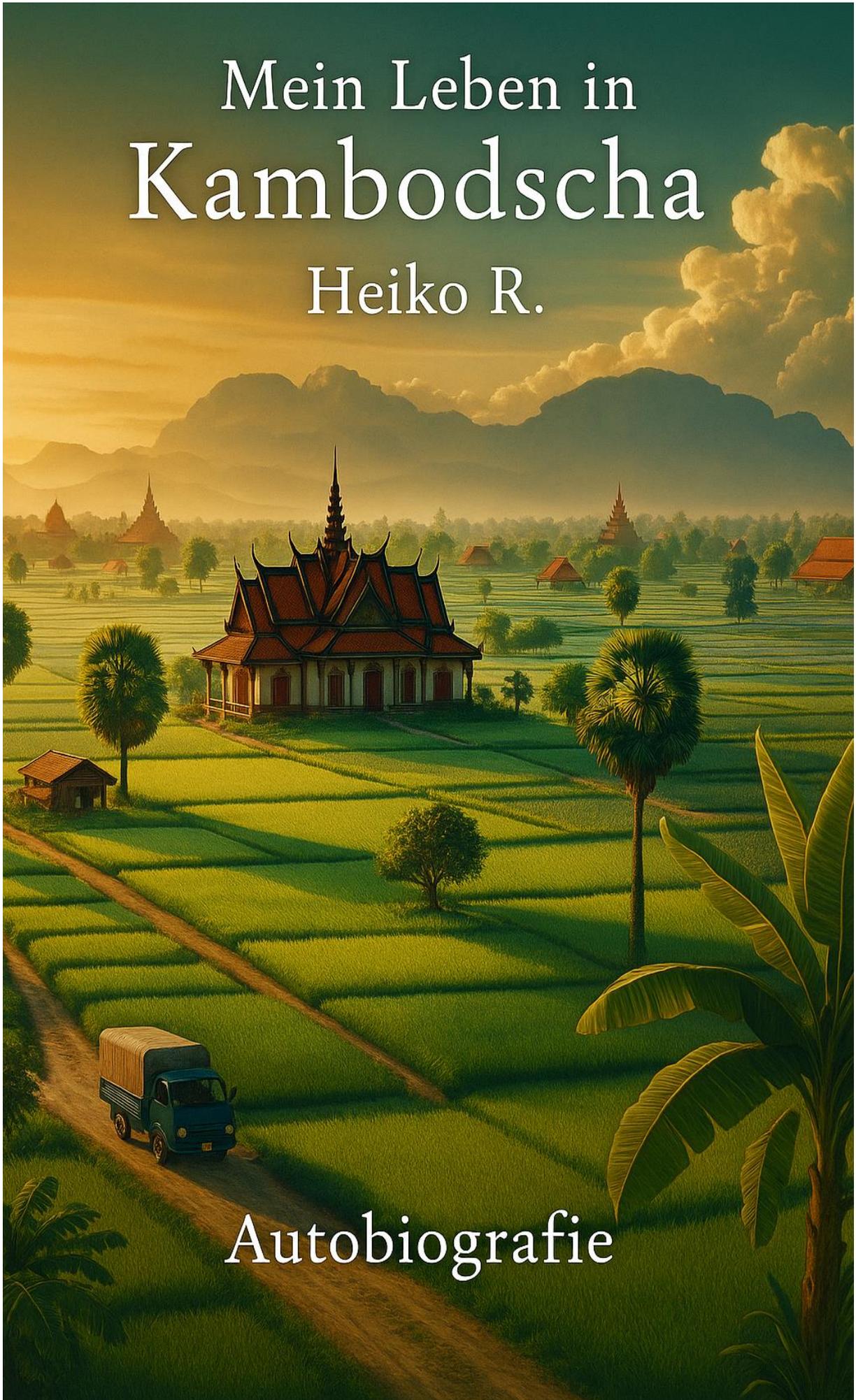


Mein Leben in Kambodscha

Heiko R.

Autobiografie



Mein Leben in Kambodscha

Heiko R.

Vorwort

Als ich im Februar 2007 zum ersten Mal kambodschanischen Boden betrat, hätte ich mir in meinen kühnsten Träumen nicht ausmalen können, dass dieser Ort einmal mehr als nur ein flüchtiges Reiseziel für mich sein würde. Niemals hätte ich gedacht, dass dieses ferne Land in Südostasien zu meiner wahren Heimat werden würde, ein Ankerpunkt für meine Seele.

Mein Name ist Heiko, und was Sie nun in den Händen halten, ist die aufrichtige und ungeschminkte Geschichte meines Lebens in diesem faszinierenden Land – eine Chronik, die von tiefen Höhen und schmerzhaften Tiefen erzählt, von unerwarteten Wendungen des Schicksals, geschäftlichen Erfolgen, die ich mit Stolz feiern durfte, und persönlichen Verlusten, die mein Herz schwer gemacht haben.

Vor allem aber ist es eine zutiefst persönliche Erzählung meiner Liebe zu einem Land und seinen Menschen, die so grundlegend anders und doch so wunderbar bereichernd sind im Vergleich zu meiner deutschen Heimat.

Für wen ich dieses Buch geschrieben habe

Dieses Buch richtet sich an all jene, die mit dem Gedanken spielen, ihr bisheriges Leben hinter sich zu lassen und in der Ferne einen mutigen Neuanfang zu wagen. Vielleicht sitzen Sie gerade an Ihrem Schreibtisch, die Gedanken schweifen in die Ferne, während Sie durch verheißungsvolle Reiseprospekte blättern oder sich im endlosen Netz des Internets verlieren. Vielleicht stellen Sie sich die aufregende Frage, wie es wohl wäre, nicht nur zu reisen, sondern tatsächlich in einem anderen Land zu leben, zu atmen und zu gedeihen.

Ich möchte Ihnen keine unrealistischen Träumereien vorspiegeln, keine rosaroten Illusionen von einem Leben unter Palmen ohne jegliche Schattenseiten. Stattdessen biete ich Ihnen einen ehrlichen, schonungslosen Einblick in die komplexe Realität eines Auswandererlebens – mit all seinen Glanzlichtern und seinen ungemütlichen Ecken.

Ein ehrlicher Reisebericht für Neugierige

Doch auch wenn Sie nicht planen, Koffer zu packen und in die Ferne zu ziehen, sondern einfach nur eine tiefe Neugier verspüren, wie das Leben in einem Land wie Kambodscha wirklich aussieht – wenn man nicht nur als Tourist für ein paar sorglose Wochen verweilt, sondern sich dort niederlässt, Wurzeln schlägt und zu einem integralen Teil der Gesellschaft wird –, dann sind Sie hier genau richtig.

Ich verspreche Ihnen keine romantisierte Hochglanzversion des Auswandererlebens, wie man sie vielleicht aus kitschigen Filmen, verklärenden Reiseberichten oder den idealisierten Darstellungen in sozialen Medien kennt.

Die Realität ist oft vielschichtiger, manchmal auch härter und steiniger, als man es sich in seinen kühnsten Vorstellungen ausmalt. Doch ich kann Ihnen auch versichern, dass das Leben in der Fremde oft eine Erfüllung birgt, die man sich in den eigenen vier Wänden niemals hätte erträumen können.

Was Sie erwartet

Dieses Buch ist kein klassischer Ratgeber. Es ist eine persönliche Erzählung – ehrlich, ungeschönt, manchmal schmerzhaft, oft berührend, gelegentlich komisch. Es erzählt von der Suche nach Freiheit, vom Ankommen in einer fremden Kultur, vom Auf und Ab eines Lebens, das man nicht planen kann. Es erzählt von Träumen, die Wirklichkeit wurden, und von Illusionen, die zerplatzten. Und es erzählt von einem Menschen, der irgendwann nicht mehr Gast in einem Land war, sondern ein Teil davon wurde.

Kapitel 1: Der Beginn eines Abenteuers – Ein Ruf aus der Ferne

Es war im Februar des Jahres 2007, als meine Füße zum allerersten Mal kambodschanischen Boden betraten. Ursprünglich war dieser Trip gar nicht als ein großer, lebensverändernder Abschnitt gedacht. Ich befand mich auf einer rein pragmatischen Reise von Thailand aus nach Kambodscha, um lediglich mein Visum zu verlängern. Thailand war mir zu dieser Zeit bereits vertraut; ich hatte das Land schon mehrfach besucht und seine reiche, lebendige Kultur, das köstliche, duftende Essen und die warmherzigen, lächelnden Menschen tief in mein Herz geschlossen. Kambodscha hingegen war für mich völliges Neuland, ein weißer Fleck auf meiner persönlichen Landkarte. Ich hatte zwar schon viel über die traurige Geschichte und die Widerstandsfähigkeit des Landes gehört, aber es nie zuvor selbst erlebt.

Mein erstes Ziel war Sihanoukville, eine kleine, noch unberührte Küstenstadt, die malerisch am Golf von Thailand liegt. Was als kurzer Abstecher gedacht war, um die bürokratischen Notwendigkeiten zu erledigen, entwickelte sich zu einem unerwarteten Wendepunkt in meinem Leben. Ich hätte niemals geahnt, dass dieser scheinbar unscheinbare Ort mein Leben so nachhaltig und unwiderruflich verändern würde.

Vom ersten Moment an, als ich den Fuß auf kambodschanischen Boden setzte, spürte ich eine besondere, fast magische Verbindung zu diesem Land. Es war ein Gefühl, das sich nur schwer in Worte fassen lässt. Es war, als ob mich Kambodscha mit offenen Armen empfangen würde, als hätte es nur auf mich gewartet.

Sihanoukville war damals noch weit entfernt von dem überlaufenen touristischen Hotspot, der es in den folgenden Jahren werden sollte. Die Stadt hatte etwas Ursprüngliches, etwas Authentisches und Unverfälschtes, das mich sofort in seinen Bann zog. Es gab keine riesigen Hotelketten, keine überfüllten Strände, keinen Massentourismus. Stattdessen fand ich einfache, aber charmante Unterkünfte, gemütliche Restaurants mit lokaler Küche und eine entspannte, beinahe zeitlose Atmosphäre, die zum Verweilen einlud.

Die Strände mit ihrem weißen Sand, der sich endlos am türkisfarbenen Meer entlangzog, die friedliche Stimmung in der Stadt und die Freundlichkeit der Einheimischen – all das ließ mich nicht mehr los. Ich fühlte mich vom ersten Augenblick an wohl und willkommen, als wäre ich nach Hause gekommen.

Und dann war da noch dieses Gefühl von Freiheit und unbegrenzten Möglichkeiten. Anders als im stark regulierten Europa oder im touristisch erschlossenen Thailand schien hier alles möglich zu sein, wenn man nur den Mut, den Willen und die Entschlossenheit hatte, es anzupacken. Es gab keine festgefahrenen Strukturen, keine starren Regeln. Hier konnte man Träume verwirklichen.

In dieser Euphorie, getrieben von Abenteuerlust und dem Wunsch nach einem Neuanfang, traf ich eine Entscheidung, die mein Leben für immer verändern sollte: Ich mietete ein Gästehaus, das sich noch im Bau befand. Seine Fertigstellung war für Oktober geplant.

Zurück in Italien, wo ich damals lebte und arbeitete, kündigte ich meinen Job. Das war keine leichte Entscheidung. Ich hatte 13 Jahre in der internationalen Hotellerie gearbeitet, mir einen Namen gemacht, ein gutes Gehalt und ein sicheres Leben. Doch all das verlor an Bedeutung. Die Sehnsucht nach einem neuen Leben war stärker.

Die sechsmonatige Kündigungsfrist gab mir Zeit, meine Angelegenheiten zu regeln und mich auf diesen Schritt vorzubereiten. Es waren intensive Monate, geprägt von Abschiedsschmerz, Vorfreude und Zweifeln.

Im Oktober 2007, pünktlich zur Eröffnung des Gästehauses, landete ich mit zwei Koffern in Kambodscha. Ich war bereit für das Abenteuer.

Mein Studium im Hotelmanagement und meine Erfahrung gaben mir das nötige Wissen und Selbstvertrauen. Aber ich wusste, dass mich in Kambodscha eine ganz andere Art von Herausforderung erwartete.

Ein Gästehaus in einem Entwicklungsland zu führen war etwas völlig anderes als ein Hotel in Europa.

Die ersten Wochen in Sihanoukville waren ein intensiver Lernprozess. Ich musste mit sprachlichen Barrieren umgehen, lokale Behörden verstehen, Personal einstellen und vieles improvisieren. Jeden Tag lernte ich etwas Neues.

Was mir half, war meine Offenheit gegenüber der Kultur und meine Bereitschaft zu lernen. Ich zwang niemandem meine Vorstellungen auf, sondern suchte nach einem Weg, der für Gäste und Mitarbeitende gleichermaßen funktionierte.

So begann mein Leben in Kambodscha – ein mutiger Sprung ins kalte Wasser, ohne Netz, aber mit dem festen Willen, zu schwimmen..

Kapitel 2: Das erste Gästehaus – Eine Oase in der Ferne: Das Max Guesthouse

Im Oktober 2007 war es soweit: Das Max Guesthouse öffnete seine Türen. Nach Monaten der Vorbereitung war es ein unbeschreibliches Gefühl, die ersten Gäste willkommen zu heißen. Ein Gefühl von Stolz und tiefer Zufriedenheit erfüllte mich.

Die Lage war ideal: eine kleine, ruhige Seitenstraße, die zu einem der schönsten Strände von Sihanoukville führte. Nicht direkt im Zentrum, aber nah genug an allem Wichtigen – und vor allem nah am Meer.

Das Gästehaus war einfach, aber sauber und gemütlich. Es bot alles, was Reisende brauchten: bequeme Betten, Ventilatoren, eigene Badezimmer, eine kleine Rezeption, einen Gemeinschaftsbereich und eine Terrasse zum Entspannen und Reden.

Meine Idee war es, ein Stück Deutschland in Kambodscha zu schaffen – ein Ort, der nicht nur Unterkunft bot, sondern auch deutsches Frühstück und Küche. In einer Zeit, in der es in Sihanoukville kaum Hotels gab und fast alles auf Backpacker ausgerichtet war, war das eine Besonderheit. Es sprach besonders deutsche und österreichische Touristen an, die etwas Vertrautes suchten.

Die Nachricht verbreitete sich schnell. "Bei Max gibt's kaltes Bier, gute Musik und große Portionen" – das sprach sich herum. Besonders Langzeiturlauber, die der Kälte Europas entfliehen wollten, freuten sich über Gerichte wie Schweinebraten oder Kartoffelsalat. Es war ein Stück Heimat unter Palmen.

Das Frühstück wurde schnell zu unserem Markenzeichen. Während andere nur Toast und Instantkaffee anboten, servierten wir Brötchen vom deutschen Bäcker, Wurst, Käse, Eier und selbstgemachte Marmelade. Die Gäste liebten es.

Die Arbeit war intensiv. Ich war Gastgeber, Receptionist, Koch, Barkeeper, Touristenführer und Seelsorger in einem. Die Tage begannen früh mit Frühstücksvorbereitungen und endeten oft spät an der Bar mit Gesprächen und Geschichten aus aller Welt. Es war anstrengend, aber erfüllend.

Eine große Herausforderung war das Personal. Die meisten hatten keine Erfahrung in der Gastronomie. Es gab keine Ausbildung, keine Standards. Ich musste alles beibringen – von Hygiene bis Serviceverhalten, sogar deutsche Rezepte. Es war oft mühsam, aber auch schön zu sehen, wie meine Mitarbeiter dazulernten und stolz auf ihre Fortschritte waren.

Ein besonderer Moment war, als meine Köchin zum ersten Mal allein einen Schweinebraten mit Knödeln und Rotkohl hinbekam. Die Gäste waren begeistert, sie strahlte vor Stolz – und ich wusste, dass sich die Geduld gelohnt hatte.

Neben der Arbeit im Gästehaus musste ich mich auch mit den Behörden auseinandersetzen. Das Visum, Geschäftslizenzen, lokale Regeln – vieles war undurchsichtig, oft mit zusätzlichen "Bearbeitungsgebühren", die nicht offiziell waren, aber zum Alltag gehörten.

Trotz aller Herausforderungen war das erste Jahr im Max Guesthouse eine Zeit des Lernens und des Wachsens. Immer mehr Gäste kamen, viele blieben länger oder kamen wieder. Ich wurde Teil der Gemeinschaft, fühlte mich angekommen – an einem Ort, der mich forderte und gleichzeitig erfüllte.

Kapitel 3: Die Träume und die Beach Bar – Eine Lektion am Meer

Getrieben von einer romantischen Vorstellung vom Leben am Meer, mietete ich eine kleine Bar direkt am Strand. In meiner Vorstellung sah mein Alltag so aus: morgens den Sonnenaufgang beobachten, dazu eine Tasse Kaffee, tagsüber entspannte Gäste mit Kokosnüssen und Cocktails bedienen, abends bei Musik den Sonnenuntergang genießen.

Die Realität sah anders aus. In den ersten zwei Wochen genoss ich tatsächlich jeden Sonnenaufgang, die Farben, das Rauschen der Wellen – es war magisch. Aber schon bald merkte ich: Dieses ruhige Strandleben passte nicht zu mir. Ich bin jemand, der aktiv ist, gestalten will, ständig neue Herausforderungen sucht. Der Tagesablauf am Strand wurde mir schnell zu monoton.

Besonders die Abende, wenn eine bunte Mischung aus Aussteigern, Backpackern und Partygängern auftauchte, fühlten sich fremd an. Es war nicht meine Welt – laute Musik, viel Alkohol, oberflächliche Gespräche. Ich spürte, dass ich hier nicht wirklich hineinpasste.

Nach nur vier Wochen traf ich eine Entscheidung: Ich vermietete die Bar an zwei junge Engländer. Damit konnte ich mich wieder auf das konzentrieren, was mir wirklich lag – mein Gästehaus.

Diese Erfahrung lehrte mich viel. Nicht jeder Traum passt zu einem. Manchmal muss man sich eingestehen, dass die Realität nicht der Vorstellung entspricht. Wichtig ist, ehrlich zu sich selbst zu sein und das zu tun, was wirklich zu einem passt.

Kapitel 4: Das Savory Hotel – Mein Schritt in die nächste Liga

Nach fast zwei Jahren im Max Guesthouse war ich an einem Punkt, an dem ich spürte: Ich will mehr. Nicht im Sinne von Reichtum oder Luxus – aber ich wollte professioneller arbeiten, strukturierter, vielleicht auch ein Stück „erwachsener“. Ich hatte gemerkt, wie sehr mir Organisation, Qualität und echtes Gastgebersein lagen. Ich wollte herausfinden, wie weit ich das in einem größeren Rahmen umsetzen konnte.

Durch einen Bekannten hörte ich von einem leerstehenden Hotel in der Stadtmitte von Sihanoukville. 18 Zimmer, ein kleiner Pool, ein vernachlässigter Biergarten – das Ganze wirkte auf den ersten Blick wenig einladend. Aber ich sah sofort das Potenzial.

Die Lage war unschlagbar: In Laufnähe zum Markt, zum Busbahnhof, nur zehn Minuten zum Strand. Viele Reisende kamen hier an und suchten eine Unterkunft. Ich wusste: Wenn ich aus diesem Ort wieder ein Zuhause mache, wird das funktionieren.

Ich verhandelte mit der Eigentümerin, bekam den Zuschlag für einen zunächst einjährigen Pachtvertrag – mit der Option auf Verlängerung. Ich wusste, das war riskant. Aber ich war entschlossen.

Der Umbau

Die erste Zeit war eine Baustelle. Ich ließ das Dach abdichten, streichen, alle Zimmer reinigen, neue Matratzen kaufen, Vorhänge nähen. Ich baute die Küche um, stellte neue Mitarbeiter ein, brachte Ordnung in das Chaos.

In den ersten drei Monaten schlief ich kaum. Ich kümmerte mich tagsüber um Handwerker, Gäste, Lieferanten, Einkauf, und saß nachts an der Rezeption oder kochte selbst.

Ich lernte in dieser Zeit mehr über kambodschanische Bauweise, kaputte Rohre, Termitenbefall und Stromausfälle als in meinem ganzen Leben zuvor.

Aber ich spürte: Das ist meins. Ich baue hier gerade etwas auf, das meinen Stempel trägt.

Der Betrieb läuft

Als das Hotel schließlich öffnete, kamen die Gäste schnell. Es sprach sich herum: „Da gibt’s einen Deutschen, der macht richtiges Frühstück“, „Da ist alles sauber“, „Der kümmert sich um alles“.

Ich bot nicht nur Zimmer – ich bot Orientierung. Ich half bei der Weiterreise, gab Tipps, war Vermittler zwischen Kulturen. Manchmal setzte ich mich zu den Gästen in den Biergarten und erzählte Geschichten aus meinem früheren Leben in Europa – oder hörte einfach zu, wenn jemand nach zwei Monaten Indienreise mal wieder in ganzen Sätzen Deutsch sprechen wollte.

Einmal kam eine Familie aus Österreich mit drei Kindern. Die Mutter war völlig erschöpft, das Baby schrie, das Gepäck war verloren gegangen. Ich brachte ihnen Wasser, Spielzeug aus meiner Kiste hinter der Rezeption, organisierte Windeln bei einer Freundin – und kochte abends etwas Mildes für die Kinder. Zwei Jahre später kamen sie wieder – extra wegen mir.

Ein Ort mit Seele

Das Savory Hotel war mehr als ein Hotel. Es war ein Ort, an dem Menschen durchatmen konnten. Und es war mein ganz persönliches Projekt. Ich liebte die Mischung aus Struktur und Spontaneität, aus Planung und Chaos. Ich war Hotelier, Handwerker, Seelsorger, Koch, Gärtner, Taxifahrer und Geschichtenerzähler – alles in einer Person.

Kapitel 5: Charlie – Der kleine König im Savory Hotel

Charlie kam zu mir, als ich mitten in den Renovierungen des Savory Hotels steckte. Ich hatte ihn auf einem kleinen Markt am Stadtrand entdeckt, angebunden an einen viel zu kurzen Strick, umgeben von Lärm, Hitze und Touristen mit Handykameras. Er war winzig, vielleicht ein Jahr alt, ein junger Makak mit hellbraunem Fell und wachen, klugen Augen. Er sah mich an – nicht flehend, nicht ängstlich, sondern neugierig. Als würde er mich fragen: „Und? Willst du mich mitnehmen oder nicht?“

Ich wusste im selben Moment: Dieser kleine Kerl gehört zu mir.

Ein neues Leben

Charlie gewöhnte sich schnell an sein neues Zuhause – vielleicht sogar schneller als ich. Im Savory Hotel bekam er sein eigenes Eckchen auf der Terrasse, eine Bambusplattform mit Seilen und alten Sofakissen, aber natürlich hielt er sich nie lange dort auf. Viel lieber saß er auf der Rezeptionstheke, direkt neben dem Telefon, und schaute den Gästen beim Einchecken zu. Er verstand sofort, wer freundlich war – und wer nicht. Wenn jemand laut wurde, verzog er sich. Wenn jemand lachte, kam er näher.

Am Anfang war ich noch vorsichtig. Ich kannte seine Launen nicht, wusste nicht, wie er auf fremde Menschen reagieren würde. Aber Charlie war, ganz anders als erwartet, charmant, sozial und sensibel. Er wusste genau, wann er besser verschwand – und wann er die Bühne betrat.

Ein Star zum Anfassen

Die Gäste liebten ihn. Vor allem Kinder und ältere Reisende, die selbst Enkel zu Hause hatten, saßen oft lange auf der Terrasse und warfen ihm Erdnüsse oder Obststücke zu. Charlie konnte mit einem Strohhalm trinken, mit einer Sonnenbrille spielen und mit dem Schwanz auf die Tischplatte klopfen, wenn er ungeduldig wurde. Er liebte Bananen – aber nur reife, nie grüne. Und er hasste es, wenn man ihn wie ein Baby behandelte.

Einmal legte er sich mitten am Tag in das frisch gemachte Bett von Zimmer 3, streckte alle Viere von sich und schlief einfach ein. Als die französische Touristin das Zimmer betrat, schrie sie erst vor Schreck – dann musste sie lachen. Sie machte ein Foto, schickte es an ihre Familie und ließ Charlie bis zum Abend dort liegen. „Er sieht müder aus als ich“, sagte sie und brachte ihm später ein Stück Mango mit.

Charlie auf Tour

Seine größte Leidenschaft war das Motorradfahren. Sobald ich meinen kleinen Roller startete, sprang er auf den Sitz, klammerte sich an meinen Rücken und quietschte vor Vorfreude. Ich bekam sogar einen kleinen Helm für ihn – nicht weil er ihn mochte, sondern weil die Gäste es urkomisch fanden.

Wir fuhren morgens zusammen auf den Markt. Während ich mit den Händlern verhandelte, saß Charlie mit einer Banane auf dem Gepäckträger und beobachtete das Treiben. Manchmal stahl er kleinen Kindern das Obst aus der Hand – aber immer so geschickt, dass sie selbst lachen mussten.

Er war der heimliche Bürgermeister von Sihanoukville.

Nicht immer einfach

Charlie war ein echtes Familienmitglied – aber nicht immer ein einfacher Mitbewohner. Er hatte seine Tage. Wenn er eifersüchtig wurde, riss er Servietten in Stücke oder stahl Feuerzeuge. Manchmal biss er in Schuhe oder versteckte Hausschlüssel. Einmal kletterte er auf das Dach und war zwei Tage verschwunden. Ich suchte ihn überall – und fand ihn schließlich schlafend im Lagerraum, eingekuschelt zwischen Handtüchern und einer Packung Kekse, die er halb aufgefressen hatte.

Er wusste genau, dass ich wütend war – und setzte sein unschuldigstes Gesicht auf. Ich konnte ihm nie lange böse sein.

Mehr als ein Tier

Charlie war mehr als ein Affe. Er war Seelentröster, Eisbrecher, Alleinunterhalter. Wenn Gäste Streit hatten, setzte er sich einfach dazwischen. Wenn ich müde war, legte er sich still neben mich. Wenn ich frustriert war, brachte er mich mit seiner Clownerie wieder zum Lachen.

Er war Teil meines Alltags – und Teil meiner Identität als Gastgeber. Jeder, der das Savory Hotel besuchte, erinnerte sich an ihn. Es gab kaum ein Gästebuch, in dem nicht mindestens ein Eintrag mit „Grüße an Charlie!“ stand. Manche Gäste schickten Monate später Postkarten – nicht an mich, sondern an ihn.

Ein stiller Lehrer

Manchmal dachte ich: Vielleicht hat er mich mehr gelehrt als ich ihn. Geduld. Spontaneität. Neugier. Und vor allem: Dass man Menschen oft nicht mit Worten erreicht, sondern mit Haltung.

Wenn ich ihn anschaute, sah ich nicht einfach ein Tier – ich sah einen kleinen Geist, der auf seine Art verstand, was Leben bedeutet: beobachten, neugierig bleiben, verbunden sein.

Kapitel 6: Ein Scherbenhaufen – Die Kündigung und der bittere Abschied vom Savory

Die besten Geschichten beginnen oft mit einem Knall – diese hier endete mit einem.

Es war ein brütend heißer Tag im März. Ich saß gerade mit einem Stammgast aus Hamburg im schattigen Innenhof, wir tranken Kaffee, Charlie döste auf dem kleinen Mauervorsprung, als ein Bote einen offiziellen Brief überreichte. Gelbes Papier, roter Stempel. Ich wusste schon beim ersten Blick: Das ist nichts Gutes.

Der Pachtvertrag würde nicht verlängert. Keine Gründe. Kein Gespräch. Kein Danke. Einfach nur: In 30 Tagen war Schluss.

Ein harter Schlag

Ich kann mich noch genau an mein Gefühl erinnern. Nicht Wut. Nicht Panik. Nur eine dumpfe, körperlich spürbare Leere. Ich hatte dieses Hotel mit meinen eigenen Händen aufgebaut – alles war durchdacht, mit Liebe eingerichtet, mit Erinnerungen gefüllt. Und plötzlich wurde mir das Fundament unter den Füßen weggezogen.

Die Besitzerin hatte gesehen, wie gut das Savory lief. Jeden Monat stiegen die Buchungen, die Bewertungen waren hervorragend, das Restaurant füllte sich. Und sie wollte das alles offenbar selbst übernehmen. Oder teurer neu verpachten. Oder irgendetwas anderes – egal. Ich war raus.

Und das ohne jedes Recht auf Einspruch. Kein Mieterschutz, keine deutsche Bürokratie. Nur das Gesetz der Stärkeren – oder der Gierigen.

Die letzten 30 Tage

Ich war nie jemand, der laut schimpft oder Türen knallt. Aber innerlich war ich wütend. Enttäuscht. Und traurig. Ich ging jeden Raum ab, berührte die Möbel, schaute in die Gesichter meiner Angestellten, die nicht wussten, ob sie weiter bei mir arbeiten konnten. Charlie spürte, dass etwas nicht stimmte. Er war in diesen Tagen besonders still. Lag oft auf meinem Schreibtisch und sah mir einfach zu, wie ich packte.

Ich kündigte den Gästen höflich, organisierte Rückerstattungen, sprach mit anderen Hotels, vermittelte Stammkunden weiter. Und ich versuchte, Haltung zu bewahren – wie ein Kapitän, der sein Schiff verlässt, aber nicht untergeht.

Ein Abschied mit Tränen

Am letzten Abend veranstaltete ich ein kleines Abschiedsfest im Hof. Ich kochte selbst: Gulasch mit Klößen, ein Kartoffelsalat wie von meiner Mutter, Bier vom Fass. Viele Gäste kamen, ehemalige Mitarbeiter, Bekannte, sogar einige Nachbarn, die ich gar nicht so gut kannte.

Wir lachten. Wir tranken. Und irgendwann sangen wir. Charlie saß wie ein kleiner König auf dem Tresen, mit einem roten Seidenschal um den Hals, den ihm eine Stammkundin aus Thailand geschenkt hatte.

Ich hielt eine kleine Rede. Keine große Show. Nur ein paar Sätze:

„Danke, dass ihr da wart. Danke, dass ich das hier erleben durfte. Ich weiß noch nicht, wie es weitergeht – aber es geht weiter. Und ich werde wieder etwas aufbauen.“

Was bleibt

In der Nacht danach ging ich allein durchs leere Hotel. Ohne Gäste, ohne Licht, ohne Geräusche. Ich hörte nur das Summen der Ventilatoren und irgendwo draußen das Knattern eines alten Mopeds.

Ich nahm ein Stück Kreide und schrieb an die Wand im Personalraum:

„Hier hat einmal jemand geglaubt, dass man mit Herz ein Zuhause schaffen kann. Und er hatte recht.“

Dann schloss ich die Tür. Für immer.

Kapitel 7: Max & Moritz – Der Neustart mit Krokodilen

Nach dem bitteren Abschied vom Savory Hotel war ich leer.

Ich hatte alles verloren: Zimmer, Küche, Gäste – und auch ein Stück von mir selbst.

Aber wie so oft in meinem Leben kam es ganz anders als geplant.

Ich fuhr mit Charlie im Gepäck durch Sihanoukville, auf der Suche nach einem neuen Ort, einer neuen Idee. Die Stadt veränderte sich – mehr Baustellen, mehr Chinesen, mehr Unruhe. Ich wollte raus. Mehr Natur, mehr Ruhe, weniger Stress. Irgendwo, wo ich wieder etwas Eigenes aufbauen konnte.

Und dann fand ich es: ein altes Grundstück etwas außerhalb. Zwei einfache Bungalows, ein großer Garten, ein kleiner Flusslauf dahinter. Nichts Besonderes. Aber ich sah sofort: Hier kann etwas wachsen.

Zwei neue Namen

Ich nannte die beiden Häuser „Max“ und „Moritz“ – wie die Lausbuben aus Wilhelm Buschs Bildergeschichte. Eine kleine Hommage an meine Kindheit. Und vielleicht auch ein bisschen an mich selbst, denn ganz ehrlich: Ich war nie ein braver Junge. Immer unterwegs, immer Ideen im Kopf, immer ein bisschen gegen den Strom.

Max und Moritz waren einfach, aber charmant. Holzböden, Ventilatoren, Moskitonetze. Ich baute sie nach und nach aus – richtete eine Außenküche ein, bepflanzte den Garten mit Kräutern, ließ einen kleinen Teich anlegen. Und dann kamen sie: die Krokodile.

Ein echter Hingucker

Ein Bekannter aus dem Dorf brachte sie mit: zwei kleine, aber echte Krokodile, etwa einen Meter lang. „Die kannst du in den Teich setzen“, meinte er. „Die fressen Insekten. Und du bekommst mehr Gäste.“ Ich hielt das zuerst für einen Scherz – aber dann dachte ich: Warum eigentlich nicht?

Ich ließ den Teich sichern, baute einen niedrigen Zaun drumherum und setzte die beiden ein. Die Reaktionen ließen nicht lange auf sich warten. Manche waren fasziniert. Andere erschrocken. Und wieder andere glaubten nicht, dass die Tiere echt waren.

Ein Biss, der Schlagzeilen machte

Einer dieser Zweifler war ein österreichischer Gast, der mit seiner Frau angereist war. Er stand am zweiten Tag seines Aufenthalts vor dem Teich, die Arme verschränkt, die Sonnenbrille auf der Stirn. „Die sind doch nicht echt“, sagte er. „Die sind aus Stein. So eine Touristenattraktion.“

Ich lächelte und sagte nur: „Geh besser nicht zu nah ran.“

Aber er ging trotzdem. Er hockte sich vor den Zaun, streckte die Hand über das Wasser, schnippte mit den Fingern. Und da passierte es: Ein Schnappen, ein Aufschrei, ein blutiger Finger.

Kein schwerer Biss – aber genug, um ihn für den Rest des Urlaubs an Pflaster und Salzwasser zu erinnern. Seine Frau schimpfte, ich brachte Desinfektionsmittel, Charlie saß auf dem Dach und beobachtete die Szene wie ein Richter mit Urteilsblick.

Der Österreicher sagte später lachend: „Na gut, jetzt glaub ich’s. Die sind echt.“

Ein Ort zum Durchatmen

Trotz – oder vielleicht wegen – der Krokodile wurde Max & Moritz ein kleiner Erfolg. Kein Hotel, kein Gasthaus – eher eine Mischung aus Gästehaus, Rückzugsort und Kuriosität. Viele kamen wegen der Tiere. Andere, weil sie mich kannten. Und manche, weil sie einfach Ruhe suchten.

Ich kümmerte mich um alles. Kochen, Waschen, Reparaturen, Gespräche mit den Gästen. Ich saß abends auf der Veranda, trank Tee, Charlie neben mir, die Frösche quakten im Teich, die Krokodile lagen reglos im Mondlicht. Es war friedlich – auf meine eigene, schräge Art.

Max & Moritz lief gut. Ich hatte mein kleines Team, zwei Zimmer, eine charmante offene Küche, zwei echte Krokodile im Teich, Charlie als tierischen Rezeptionisten – und jeden Monat neue, neugierige Gäste. Einige kamen nur wegen der Krokodile, andere blieben wegen der Ruhe. Ich hatte wieder das Gefühl, Gastgeber zu sein – so, wie ich es liebte.

Aber wie so oft in Kambodscha war das Glück nicht von Dauer.

Eines Tages kam ein junger Mann mit seiner kambodschanischen Freundin vorbei. Er war aus England, hatte in Phnom Penh ein kleines Café betrieben, war auf der Suche nach einem Neuanfang. Wir kamen ins Gespräch, erst über Mangos, dann über Gästehäuser, dann über Max & Moritz. Und nach drei Tagen sagte er: „Ich nehme es. So wie es ist. Mit allem.“

Ich wusste, dass ich nicht ewig bleiben würde. Das Grundstück gehörte mir nicht, ich hatte nur gemietet. Und irgendwie war es ein gutes Gefühl, loszulassen, bevor wieder jemand anders über mich bestimmte.

Also verkaufte ich ihm das Geschäft. Den Namen, den Kundenstamm, die Buchungen, das Inventar. Charlie blieb dort. Die Krokodile auch. Ich verabschiedete mich mit einem Kloß im Hals – aber mit dem Gefühl, dass es richtig war. Ich hinterließ ein funktionierendes kleines Paradies.

Kapitel 8: Der Neuanfang in Kampot

Nachdem ich das Geschäft Max & Moritz abgegeben hatte, war mir klar: Ich wollte nicht noch einmal mieten, nicht noch einmal von anderen abhängig sein. Ich wollte etwas Eigenes. Durch einen Freund hörte ich von einem Grundstück bei Kampot – nicht irgendeinem Grundstück, sondern einem sehr großen Stück Land, etwas außerhalb, mit viel Grün und Abstand zu den Nachbarn. Genau das, was ich suchte.

Ich fuhr hin, sah es mir an – und wusste sofort: Das wird mein Platz. Kein Lärm, kein Trubel, keine Touristen in Sicht. Nur Reisfelder, Palmen, Sonne und ein weiter Blick bis zu den Bergen. Es war kein strategischer Standort für ein Geschäft, aber es war genau das, was ich für mich selbst wollte.

Ich kaufte das Grundstück – kein Pachtvertrag mehr, keine Zwischenlösungen.

Diesmal gehörte es mir wirklich.

Bauphase aus der Ferne

Da ich zu der Zeit in Sihanoukville lebte, konnte ich nicht jeden Tag auf der Baustelle sein. Aber ich organisierte alles sorgfältig: Materialien, Arbeiter, Bauleiter. Ich telefonierte regelmäßig, ließ mir Fotos und Videos schicken, plante jede Phase so gut es ging aus der Entfernung.

Es war nicht einfach, einem kambodschanischen Bautrupps Anweisungen zu geben, während man selbst nicht da ist – aber ich war entschlossen. Und ich wusste: Ich konnte vertrauen. Die Menschen, mit denen ich arbeitete, waren zuverlässig. Nicht perfekt, aber ehrlich.

Während ich in Sihanoukville lebte, fuhr ich regelmäßig nach Kampot, um den Baufortschritt zu kontrollieren. Es war jedes Mal ein besonderer Moment, wenn wieder etwas Neues fertig war – die Bodenplatte gegossen, die ersten Mauern standen, der Dachstuhl aufgerichtet.

Jedes Mal sah ich: Das hier wird mein Zuhause.

Ankommen auf eigenem Boden

Als das Haus schließlich fertiggestellt war, kehrte ich dauerhaft nach Kampot zurück. Ich stand auf meinem eigenen, weitläufigen Grundstück – und spürte sofort: Das ist der Anfang von etwas Größerem. Ich hatte das Land nicht zufällig gewählt. Die Größe war bewusst – mit dem Gedanken, später vielleicht noch mehr zu bauen: ein Gästehaus, ein kleiner Pavillon, ein Studio – ich ließ mir alle Möglichkeiten offen.

Das Haus selbst war nicht einfach, sondern luxuriös, mit allem Komfort, den ich mir leisten konnte.

Große Fensterfronten mit Blick ins Grüne, eine moderne Küche, klimatisierte Räume, ein Badezimmer mit heißem Wasser, das in Kambodscha keineswegs selbstverständlich war.

Ich hatte mir diesen Komfort verdient – nach all den Jahren im Hotelgeschäft, nach all dem Wechsel und der Unruhe.

Die Terrasse war mein Lieblingsplatz. Ich hatte sie überdacht bauen lassen, mit einer bequemen Sitzgruppe und einem Ventilator an der Decke. Von hier aus konnte ich morgens bei einem Espresso den Sonnenaufgang beobachten und abends den Geräuschen der Natur lauschen.

Kampot – ein Ort der Möglichkeiten

Das Leben in Kampot hatte einen anderen Takt als in Sihanoukville oder Phnom Penh. Es war ruhiger, aber nicht langweilig. Ich machte erste Bekanntschaften mit den Nachbarn – einfache Bauern, Fischer, Händler. Freundlich, diskret, neugierig.

Ich ließ mir Zeit, die Umgebung kennenzulernen. Ich fuhr mit dem Roller in die Stadt, kaufte Möbel, besuchte Märkte, probierte neue Restaurants aus. Es war ein angenehmes Gefühl, in eine neue Rolle zu wachsen – nicht als Gastwirt, nicht als Tourist, sondern als Teil dieser Landschaft.

Während das Haus weiter eingerichtet wurde – mit hochwertigen Materialien, sorgfältig ausgesuchten Möbeln und kleinen Details, die mir wichtig waren – dachte ich schon an die nächsten Schritte. Vielleicht ein zweites Gebäude, vielleicht ein Pool. Ich ließ mir alle Optionen offen.

Es war mein Projekt.

Und zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich das Gefühl: Jetzt bestimme ich selbst den Rahmen.

Erst nach dem Umzug wurde mir bewusst, welche neuen Herausforderungen in dieser ländlichen Umgebung auf mich warteten. Kampot war nicht nur ruhiger, sondern auch abgeschiedener, ursprünglicher – ein Ort, an dem die Zeit langsamer verlief.

Die erste Herausforderung war das Internet. Keine der etablierten Firmen wollte eine Leitung zu unserem Haus legen, das drei Kilometer außerhalb der Stadt lag, als einziges Haus in der Gegend, umgeben von Reisfeldern, Mangobäumen und friedlich grasenden Kühen. Für uns bedeutete das völlige digitale Isolation.

In einem Zeitalter, in dem Kommunikation und Arbeit ohne Internet kaum möglich sind, war das ein echtes Problem. Ich erinnere mich an lange Gespräche mit verschiedenen Anbietern, die alle dieselbe Ausrede hatten: zu weit, zu teuer, kein Interesse.

Zum Glück gab es eine neue Internetfirma, die gerade in den Markt einsteigen wollte. Es gelang mir, den Verkäufer davon zu überzeugen, dass in Kürze viele weitere Häuser in der Gegend entstehen würden und es für ihn von Vorteil wäre, als Erster vor Ort zu sein. Ich versprach ihm, potenzielle Kunden in der Nachbarschaft zu werben – auch wenn es zu diesem Zeitpunkt außer uns noch keine Nachbarn gab. Der Haken an der Sache: Ich musste 300 Dollar pro Monat für das Internet bezahlen – ein kleines Vermögen in Kambodscha, aber für meine Verbindung zur Außenwelt unverzichtbar. Ich sah es als Investition in unsere Zukunft.

Das Leben auf dem Land hielt noch weitere Überraschungen bereit. In der Regenzeit verwandelten sich die Zufahrtswege in Schlammstraßen, auf denen man mit dem Auto stecken bleiben konnte. Ich erinnere mich an eine Nacht, in der wir von einem Restaurant zurückkamen und der Wagen mitten in einer riesigen Pfütze festsaß – um uns herum nur Dunkelheit und das Quaken der Frösche. In der Trockenzeit hingegen legte sich eine feine Staubschicht über alles, man konnte kaum lüften, ohne dass der Wind rote Erde ins Haus wehte. Trotzdem: Wir gewöhnten uns an diese Extreme, und irgendwann waren sie einfach Teil unseres Alltags.

Doch all diese Unannehmlichkeiten wurden bei Weitem aufgewogen durch die unvergleichliche Schönheit des Ortes, die tiefe Ruhe, die uns umgab, und das Gefühl von Freiheit, das man nur an einem solchen Ort erleben kann. Jeden Morgen aufzuwachen und den

Sonnenaufgang über den endlos scheinenden Reisfeldern zu sehen, war ein Privileg, für das es sich lohnte, auf einige moderne Annehmlichkeiten zu verzichten. Die Nächte waren still, nur begleitet vom Zirpen der Grillen und dem fernen Bellen eines Hundes. Und wenn es regnete, war es, als würde die Welt für einen Moment den Atem anhalten.

Kapitel 9: Bauen, verkaufen, wieder von vorn – mein Einstieg ins Immobiliengeschäft

Nachdem wir das Guesthouse in Sihanoukville verkauft und in unser neues Zuhause in Kampot gezogen waren, hätte ich nie gedacht, dass mir schon bald eine neue Geschäftsidee zufallen würde. Alles begann ganz harmlos: Ein Freund aus Europa besuchte uns im Januar 2013. Er war begeistert von der Umgebung, dem weiten Blick über die Reisfelder und natürlich von dem Haus, das ich mit viel Mühe und Liebe zum Detail hatte bauen lassen.

„Heiko“, sagte er beim Frühstück unter freiem Himmel, „wenn du mir so ein Haus bauen könntest, würde ich sofort hierherziehen.“

Zuerst hielt ich das für eine spontane Idee. Doch am Abend sprachen wir noch einmal darüber – und aus der Idee wurde ein Plan. Ich besaß noch ein großes Stück Land, das ich kurz nach unserem Umzug gekauft hatte – mit dem Hintergedanken, vielleicht irgendwann dort etwas Größeres zu realisieren. Dieses Gespräch brachte alles ins Rollen. Warum sollte ich nicht genau das tun? Land kaufen, schöne Häuser bauen und sie an Menschen verkaufen, die ebenfalls ihren Traum vom Leben in Kambodscha verwirklichen wollten?

Der Anfang war einfach – und doch voller Risiko

Mein erstes Projekt startete mit vielen Unsicherheiten. Zwar hatte ich Erfahrung aus dem Bau unseres eigenen Hauses, aber ein Haus für jemanden zu bauen, der genaue Vorstellungen, hohe Erwartungen und ein anderes kulturelles Verständnis von „Qualität“ hatte, war eine neue Herausforderung. Ich lernte schnell, dass in Kambodscha vieles anders läuft: Es gab keine klaren Baunormen, keine verlässlichen Qualitätsstandards, kaum funktionierende Kontrollen. Alles, was ich bauen ließ, musste ich selbst täglich auf der Baustelle prüfen, korrigieren, nachjustieren. Das bedeutete: früh aufstehen, mit den Arbeitern verhandeln, oft auch schlichten, Materialien austauschen und mit scharfem Blick jede einzelne Wand abnehmen.

Und doch machte es mir unglaublichen Spaß. Ich spürte, dass ich hier etwas aufbaute – im wahrsten Sinne des Wortes.

Ein Haus nach dem anderen – wie im Rausch

Das Haus meines Freundes wurde ein voller Erfolg. Noch bevor es ganz fertig war, kamen Nachbarn, Bekannte, andere Auswanderer, die sich interessierten. Sie stellten Fragen, wollten Preise wissen, baten um Besichtigungstermine. Und plötzlich war ich mitten im Geschäft. Ich verkaufte das zweite Grundstück, baute das nächste Haus. Dann wieder eines. Wieder und wieder.

Am Ende baute ich in wenigen Jahren insgesamt elf Häuser – jedes ein bisschen besser als das vorige. Ich lernte aus jedem Bauprojekt, verbesserte die Grundrisse, experimentierte mit lokalen und importierten Materialien, passte mich den Wünschen der Käufer an. Ich entwickelte ein Gespür für das, was europäische Auswanderer suchten: einen Hauch von Luxus, aber eingebettet in die Natur, mit viel Ruhe, großem Grundstück und solider Bauweise.

Meine Kundschaft – eine Mischung aus Träumern und Realisten

Viele meiner Kunden kamen aus Europa, oft Deutsche, Schweizer, Franzosen. Einige wollten einen Altersruhesitz, andere einfach nur raus aus dem Hamsterrad des Westens. Sie suchten ein Leben in der Sonne, ein einfacheres Dasein – mit weniger Bürokratie, weniger Lärm, weniger Stress.

Ich war für sie nicht nur der Bauherr. Ich war Ratgeber, Dolmetscher, Verhandlungsführer mit den Behörden, Vermittler beim Stromanschluss, Helfer beim Import ihrer Möbel – manchmal sogar Seelsorger. Ich lebte in einer Welt, in der alles gleichzeitig war: Investor, Architekt, Bauleiter, Seelsorger und Auswanderer in Personalunion.

Herausforderungen – rechtlich, praktisch, menschlich

Natürlich war nicht alles einfach. In Kambodscha dürfen Ausländer offiziell kein Land besitzen. Ich musste auf kambodschanische Partner zurückgreifen, denen ich vertraute, was bei Summen im sechsstelligen Bereich keine kleine Sache war. Jeder Vertrag, jede Unterschrift bedeutete ein Risiko.

Zudem war der Markt nicht reguliert. Es gab keine Baugenehmigungen im europäischen Sinn, keine verlässliche Rechtsprechung. Alles basierte auf Beziehungen, Kontakten und Vertrauen. Wenn man kein starkes lokales Netzwerk hatte, konnte man schnell ins Leere laufen.

Und trotzdem – es funktionierte.

Ein erfolgreiches Kapitel meines Lebens

Am Ende hatte ich nicht nur elf Häuser verkauft, sondern auch viele Freundschaften geschlossen. Ich hatte einen neuen Geschäftszweig aufgebaut, fast aus dem Nichts. Ich hatte mich in eine Rolle hineinentwickelt, die mir lag: kreativ, praktisch, flexibel.

Und ich hatte etwas geschaffen, auf das ich bis heute stolz bin: kleine Oasen für Menschen, die ihr Leben neu beginnen wollten – genau wie ich damals.

Kapitel 10: Die Geburt meiner Tochter Laura – Vater sein in Kambodscha

Am 8. September 2013 veränderte sich mein Leben für immer. In einem kleinen Krankenhaus in Kampot kam meine Tochter Laura zur Welt – ein Ereignis, das alle bisherigen Erfahrungen, Erfolge und Rückschläge in den Schatten stellte. Nichts, wirklich nichts, hatte mich auf diesen Moment vorbereitet.

Ich erinnere mich noch genau an den Morgen. Die Sonne stand schon hoch, als wir ins Krankenhaus fuhren, aber ich nahm kaum etwas um mich herum wahr. Die Straßen, die Reisfelder, das Hupen der Mopeds – alles war wie durch einen Schleier. Mein Herz schlug bis zum Hals. Ich war aufgeregt, nervös, voller Hoffnung und Angst zugleich. Und dann, plötzlich, dieses winzige Wesen in meinen Armen. Warm, weich, vollkommen hilflos – und doch mit einer Präsenz, die alles um mich herum still werden ließ.

Ein Moment, der alles veränderte

Ich hielt Laura zum ersten Mal im Arm und wusste: Das hier ist das Wichtigste in meinem Leben. Von jetzt an bin ich Vater. Es war, als hätte jemand einen Schalter umgelegt. In dem Moment, als sie mich mit diesen dunklen, neugierigen Augen ansah, hatte ich keine Zweifel mehr: Ich würde alles für dieses Kind tun.

Das Gefühl, ein kleines Leben in der Hand zu halten, für das man ab sofort verantwortlich ist – es ist unbeschreiblich. Man kann sich noch so viele Ratgeber durchlesen oder sich noch so viele kluge Gedanken machen: Wenn es so weit ist, ist alles anders. Und alles echter.

Ein neues Leben in einem neuen Land

Eine Familie in einem fremden Land zu gründen, bringt besondere Freuden – aber auch besondere Herausforderungen. Zwar gab es in Kampot ein Krankenhaus, aber die medizinische Versorgung war natürlich nicht vergleichbar mit europäischen Standards. Ich hatte die Ärzte vorher getroffen, Fragen gestellt, mich informiert – aber letztlich war es auch ein Sprung ins kalte Wasser.

Trotzdem war alles gut verlaufen. Laura war gesund, die Mutter wohlauf, und ich – überwältigt. Ich konnte in dieser Nacht kaum schlafen, zu viele Gedanken, zu viele Gefühle. Ich stand immer wieder auf, ging an ihr Bettchen, sah ihr beim Schlafen zu. Alles erschien mir auf einmal zerbrechlich und gleichzeitig so unglaublich stark.

Behörden, Botschaften, Bürokratie

Nach der ersten Euphorie kam der Papierkram. Die Geburt musste registriert werden, ein deutscher Pass beantragt, die Staatsbürgerschaft geklärt werden. Das bedeutete: viele Formulare, lange Wartezeiten, Fahrten zur deutschen Botschaft in Phnom Penh, Gespräche mit Kambodschanern und Deutschen, oft auch Missverständnisse.

Es war mühsam, manchmal nervenaufreibend. Aber es lohnte sich. Ich wollte, dass meine Tochter beide Welten in sich tragen konnte: die europäische und die kambodschanische. Dass sie überall willkommen war – mit einem Pass, der ihr Türen öffnete, und mit einer Kindheit, die ihr Wurzeln gab.

Ein neues Gefühl von Verantwortung

Mit der Geburt von Laura änderte sich alles. Mein früheres Leben als Gastgeber, Bauunternehmer, Macher – das trat in den Hintergrund. Plötzlich ging es nicht mehr nur um Projekte, Pläne oder Einnahmen. Es ging um Sicherheit, um Nähe, um Stabilität. Ich wollte nicht mehr dauernd auf Baustellen herumrennen oder mit Kunden über Quadratmeterpreise diskutieren. Ich wollte da sein. Ein guter Vater sein.

Ich reduzierte mein Tempo, strukturierte mein Leben neu. Ich lernte, dass Erfolg sich nicht nur in Geld oder Lob messen lässt, sondern auch in der Fähigkeit, für ein Kind da zu sein – mit Zeit, Liebe und Geduld.

Ein Kind zwischen zwei Welten

Laura wuchs in einem kulturellen Schmelztiegel auf. In unserer Nachbarschaft lebten Kambodschaner, Franzosen, Deutsche, Schweizer. Sie hörte verschiedene Sprachen, sah unterschiedliche Gewohnheiten, bewegte sich mühelos zwischen Khmer, Deutsch und Englisch. Es war faszinierend, ihr dabei zuzusehen.

Sie war neugierig, klug, fröhlich – und manchmal auch sehr bestimmt. Schon mit drei Jahren bestand sie darauf, beim Einkauf auf dem Markt selbst zu verhandeln, natürlich auf Khmer. Und sie tat es mit einem Selbstbewusstsein, das alle zum Lächeln brachte.

Vatersein als neues Kapitel

Ich war plötzlich nicht mehr nur Bauherr oder Gastgeber – ich war Papa. Und das war mehr als jede Rolle zuvor. Ich lernte, Windeln zu wechseln, Brei zu kochen, Schnuller nachts im Halbschlaf zu finden. Ich lernte, mich über kleine Dinge zu freuen – über das erste Lächeln, die ersten Schritte, die ersten Worte.

Mit Laura begann eine neue Zeit in meinem Leben. Eine ruhigere, tiefere, vielleicht auch sinnvollere. Ich war angekommen. Nicht nur in Kambodscha – sondern in meinem eigenen Leben.

Kapitel 12: Das Resort – Zwischen Palmen und Plänen

Nach elf Hausbauprojekten, zahllosen Baustellenbesuchen und endlosen Besichtigungen mit Interessenten verspürte ich eine wachsende Müdigkeit. Nicht körperlich – daran war ich gewöhnt – sondern innerlich. Die Begeisterung, mit der ich einst Ziegelsteine sortierte, Wände vermaß oder neue Grundstücke besichtigte, wich langsam einer gewissen Routine. Ich hatte viel erreicht, aber mir fehlte etwas Entscheidendes: der direkte Kontakt zu Menschen.

Ich erinnerte mich an die Zeit in Sihanoukville, an das Lachen der Gäste, die Gespräche beim Frühstück, das Klirren der Gläser am Abend. Gastgeber zu sein war für mich nie einfach nur ein Job – es war eine Lebensart. Ein ständiges Geben, Zuhören, Vermitteln. Ich spürte, dass ich genau das wieder wollte: einen Ort schaffen, an dem Menschen sich wohlfühlen, ankommen, bleiben wollen.

Die Idee, ein kleines Resort zu eröffnen, reifte langsam. Kein großes Hotel, kein Massentourismus – sondern eine Oase der Ruhe. Ich stellte mir sieben großzügige Bungalows vor, eingebettet in einen tropischen Garten mit Palmen, Frangipani-Bäumen und Schmetterlingen. In der Mitte ein eleganter Swimmingpool, glitzernd im Sonnenlicht, mit Liegen und Schattenplätzen. Ein kleines Restaurant mit offener Küche, wo ich meine Gäste mit deutscher Hausmannskost und kambodschanischen Spezialitäten verwöhnen konnte.

Ich kaufte ein weiteres Grundstück, diesmal mit besonders viel Sorgfalt. Die Lage sollte ideal sein – nicht zu weit vom Zentrum Kampots entfernt, aber abgeschieden genug, um völlige Ruhe zu bieten. Der Blick auf die umliegenden Hügel, das Vogelgezwitscher am Morgen, das Zirpen der Grillen in der Nacht – ich wollte, dass all das Teil des Erlebnisses wird.

Der Bau zog sich über mehrere Monate. Ich arbeitete wieder täglich mit – organisierte, kontrollierte, dekorierte. Ich ließ mich von Boutique-Resorts in Thailand inspirieren, aber blieb immer bei meinem Stil: schlicht, hochwertig, mit viel Holz, warmen Farben, natürlichen Materialien.

Die Eröffnung war ein stiller, aber emotionaler Moment. Keine große Zeremonie – nur ich, ein paar Freunde, und die ersten Gäste. Einige waren alte Bekannte aus Sihanoukville, andere hatten über Mundpropaganda von meinem neuen Ort gehört. Sie kamen, blieben – und kamen wieder.

Es war eine wunderbare Zeit. Ich begann wieder zu kochen – jeden Tag. Frische Brötchen am Morgen, Bratkartoffeln, Rindergulasch, Apfelstrudel. Meine Gäste schätzten es, mitten in Asien ein Stück europäische Gemütlichkeit zu finden. Und ich genoss es, ihre Geschichten zu hören – von Weltreisen, Auswanderungsplänen, gescheiterten Ehen oder großen Träumen.

Der Pool wurde zum Zentrum des Resorts. Nicht nur zum Schwimmen – auch zum Reden, Lachen, Schweigen. Ich lernte so viele interessante Menschen kennen. Ein Schriftsteller aus Kanada, der bei mir sein nächstes Buch begann. Ein Paar aus Dänemark, das sich in Kampot verliebte und blieb. Ein pensionierter Lehrer aus Bayern, der bei einem Bier am Abend von seinen Erlebnissen in Afrika erzählte.

Ich fühlte mich angekommen. Das Resort lief gut, die Rückmeldungen waren überwältigend positiv. Die Bungalows waren fast immer ausgebucht – viele Gäste blieben länger als geplant. Einige kamen jedes Jahr wieder, manche sogar zweimal im Jahr. Es entstand eine Art kleine Gemeinschaft aus Wiederkehrern, neuen Bekannten und Freunden.

Es war das erste Mal seit langer Zeit, dass ich dachte: Vielleicht habe ich es jetzt gefunden – dieses Gleichgewicht zwischen Arbeit, Leidenschaft und Lebensqualität. Ich arbeitete viel, ja, aber es fühlte sich leicht an. Ich war erfüllt, nicht erschöpft.

Und dann, inmitten dieses neuen Kapitels, geschah etwas Wunderbares: Ich erfuhr, dass ich wieder Vater werden würde.

Kapitel 13: Unsere zweite Tochter – Freude und Trauer

Im Mai 2016 kam unsere zweite Tochter zur Welt. Wir hatten uns so sehr auf sie gefreut. Nach all den beruflichen Umbrüchen, dem Umzug, dem Neubeginn mit dem Resort – war dieses Kind ein Symbol für neues Leben, für Hoffnung, für Zukunft. Laune war inzwischen knapp drei Jahre alt und wartete gespannt auf ihre kleine Schwester. Sie sprach ständig davon, wie sie ihr alles zeigen würde: den Garten, den Pool, die Katzen, die Libellen auf dem Seerosenbecken.

Die Geburt verlief problemlos. Wir entschieden uns wieder für die kleine Klinik in Kampot, in der wir bereits gute Erfahrungen gemacht hatten. Es war alles einfach, aber menschlich. Die Hebamme war freundlich, die Atmosphäre ruhig. Als ich das winzige Wesen zum ersten Mal sah, so friedlich, so vollkommen, konnte ich kaum glauben, dass das Leben uns noch einmal solch ein Geschenk machte.

Wir nannten sie Alina – ein Name, der für Licht und Zärtlichkeit steht. Und genau das war sie. Vom ersten Tag an strahlte sie etwas Beruhigendes aus. Sie weinte kaum, trank gut, schlief tief. Wenn ich nachts mit ihr auf dem Arm durch das Haus ging, während draußen der Regen auf das Blechdach trommelte, hatte ich das Gefühl, die Zeit stünde still.

Auch Laura war hin und weg. Sie half beim Windelholen, sang Lieder, erzählte Geschichten in einer Mischung aus Deutsch, Khmer und Fantasiewörtern. Manchmal saßen wir alle drei am frühen Abend draußen auf der Terrasse. Die eine auf meinem Schoß, die andere auf der Decke. Grillenzirpen, ein warmer Wind, die Sonne sank langsam hinter die Palmen. Es war wie ein kleines Paradies.

Aber dieses Paradies war zerbrechlich.

Sechs Monate nach Alinas Geburt geschah das Unvorstellbare. Eines Morgens wachte sie nicht mehr auf.

Ich erinnere mich kaum an diesen Tag – nur an Fetzen. Das ungläubige Starren auf ihr Gesicht. Der Notruf, der Arzt, der kam, nichts mehr tun konnte. Der Schock. Die Stille. Diese bodenlose Leere, die sich ausbreitete, als hätte jemand die Welt angehalten und alles Leben ausgeknipst.

Es war der plötzliche Kindstod. Ein Wort, das man vorher in Artikeln liest, das anderen passiert – nie einem selbst. Und doch war es unsere Realität. Unsere Tochter war weg. Einfach so. Ohne Vorwarnung, ohne Krankheit, ohne Grund.

Die folgenden Wochen verschwammen zu einem Nebel aus Schmerz, Tränen, endlosen Fragen. Warum sie? Warum wir? Hätten wir etwas merken können? Etwas anders machen müssen? Es gab keine Antwort. Nur dieses Loch in der Brust, das nicht mehr aufhören wollte zu schmerzen.

Meine Partnerin zerbrach an diesem Verlust. Sie zog sich immer weiter zurück. Erst sprach sie kaum, dann begann sie zu trinken. Am Anfang nur abends. Dann auch tagsüber. Ich versuchte alles – Gespräche, Hilfeangebote, Geduld. Doch sie war nicht mehr erreichbar. Nicht für mich. Nicht für Laura.

Das Haus, das einst voller Leben war, wurde still. Ich versuchte stark zu sein – für meine Tochter, für die Gäste, für das Geschäft. Doch innerlich war ich oft am Ende. Nachts lag ich wach, neben mir die Leere. Die Schreie, die Tränen, die Erinnerung an dieses winzige Gesicht – sie ließen mich nicht los.

Nach vielen Monaten, nach einem verzweifelten Versuch, zu retten, was nicht mehr zu retten war, trafen wir eine Entscheidung. Eine schwere, traurige, aber notwendige Entscheidung: Wir trennten uns.

Laura blieb bei mir. Das war uns beiden wichtig. Sie war mein Halt – und ich ihrer. Ich wollte ihr Stabilität geben, einen Rahmen, einen Alltag. Auch wenn mein Inneres oft alles andere als stabil war.

Ich verlor in dieser Zeit viel – emotional, aber auch finanziell. Rund 300.000 Dollar verschwanden in den Wirren der Trennung, in Rechtsstreitigkeiten, in Auflösungen. Mein einstiges Sicherheitsnetz wurde dünn. Aber ich verlor nicht meine Würde. Nicht meine Liebe zu meiner Tochter. Und nicht meinen Lebenswillen.

Es gab Tage, da wusste ich nicht, wie ich das alles schaffen sollte. Aber ich schaffte es. Weil ich musste. Weil ein kleines Mädchen mich jeden Morgen mit großen Augen ansah und mich brauchte. Und weil irgendwo in mir noch Hoffnung war. Hoffnung, dass aus all diesem Schmerz irgendwann wieder etwas Gutes entstehen würde.

Kapitel 14: Diagnose und Wandel – Mein Leben mit Parkinson

Nachdem ich mich gerade erst emotional etwas stabilisiert und den Alltag mit Laura allein gemeistert hatte, sollte das Leben mir eine weitere Herausforderung stellen – diesmal eine, die meinen Körper betraf.

Es begann schleichend. Erst war da nur ein Zittern in der rechten Hand, gelegentlich ein Taubheitsgefühl in den Fingern, das ich mir mit Überarbeitung erklärte. Doch die Symptome wurden mehr: meine Bewegungen verlangsamten sich, einfache Handgriffe fielen mir zunehmend schwerer, und meine rechte Schulter schmerzte regelmäßig. Anfangs schob ich alles auf Stress und das Alter, doch tief in mir spürte ich, dass etwas nicht stimmte.

Im Jahr 2019, nach vielen Arztbesuchen, kam schließlich die Diagnose: Parkinson. Ich saß in einem kühlen Behandlungszimmer, allein, während der Arzt mir die Ergebnisse mit ruhiger Stimme erklärte. Es war ein Moment, in dem die Zeit stillzustehen schien. Obwohl ich wusste, dass Parkinson behandelbar, aber nicht heilbar ist, fühlte es sich an wie ein Urteil. Mein erster Gedanke war: „Was wird nun aus Laura?“

Die Monate danach waren schwer. Ich war gezwungen, das Tempo meines Lebens zu reduzieren, was mir alles andere als leichtfiel. Mein Körper machte mir zunehmend Grenzen bewusst, die ich nie zuvor gekannt hatte. Plötzlich war jeder Schritt, jede Bewegung, jede Entscheidung mit mehr Kraft und Planung verbunden.

Schon lange zuvor hatte ich neben meinen anderen Tätigkeiten immer wieder Deutsch unterrichtet – mal spontan für Freunde, mal für Gäste oder Bekannte, die aus beruflichen Gründen Deutsch lernen wollten. Es war eine Leidenschaft, die mich nie losgelassen hatte. Doch nun wurde daraus eine echte Perspektive.

Mein Resort, das mir über Jahre hinweg Freude und Erfolg gebracht hatte, konnte ich in dieser körperlichen Verfassung nicht mehr führen. Ich traf die Entscheidung, es zu verkaufen – schweren Herzens, aber im Wissen, dass es Zeit war, ein neues Kapitel aufzuschlagen. Die täglichen Anforderungen, die ständige Präsenz, das Management – all das war nicht mehr zu bewältigen.

Ich dachte lange nach. Was konnte ich tun, das sowohl sinnvoll als auch körperlich machbar war – etwas, das mir Freude bereitete und trotzdem mit meiner Gesundheit vereinbar war? Die Antwort lag eigentlich nahe: das Unterrichten. Ich hatte es immer geliebt, anderen meine Sprache beizubringen, und mein Herz hing daran.

Die digitale Welt bot neue Chancen. Ich begann, mich in Online-Plattformen einzuarbeiten, erstellte ein Profil, nahm erste Schüler an – zunächst zögerlich, dann mit wachsendem Selbstbewusstsein. Es war eine völlig andere Welt als die des Gastgewerbes. Kein Empfang an der Rezeption, kein Wäschewechsel, keine Bauarbeiten oder Gäste mit Sonderwünschen – sondern Menschen aus aller Welt, die meine Sprache lernen wollten. Ich saß an meinem Schreibtisch in Kampot, mit Blick auf die Palmen, während ich Schüler in Italien, der Ukraine oder Japan unterrichtete.

Was mich besonders berührte, war die Nähe, die dennoch entstand. Ich erlebte, wie Schüler Fortschritte machten, wie sie mir von ihrem Alltag erzählten, von Prüfungen, Vorstellungsgesprächen oder Familienbesuchen in Deutschland. Ich wurde nicht nur ihr Lehrer, sondern oft auch ihr Zuhörer, Berater und Begleiter.

Der Parkinson begleitet mich weiterhin, jeden Tag. Aber ich habe gelernt, mit ihm zu leben – und das Beste daraus zu machen. Manche Tage sind besser, andere schlechter. Aber ich weiß heute mehr denn je: Man muss nicht aufgeben, wenn das Leben sich ändert. Man muss sich neu erfinden – mit Mut, Geduld und ein wenig Fantasie.

Kapitel 15: Neustart als Online-Lehrer – Ein Leben zwischen Bildschirm und Familie

Nachdem ich das Resort verkauft habe, beginnt für mich ein neues Kapitel. Die Zeit als Hotelier und Bauunternehmer ist vorbei – körperlich zu anstrengend, seelisch auslaugend und mit meiner Krankheit nicht mehr vereinbar. Zum Glück habe ich über all die Jahre hinweg nie ganz aufgehört, Deutsch zu unterrichten. Schon während meiner Zeit als Gastwirt, Bauherr und Resort-Besitzer bringe ich immer wieder Menschen aus aller Welt die deutsche Sprache näher – Touristen, Freunde, Bekannte. Es ist etwas, das mir leichtfällt, Freude bereitet und mir das Gefühl gibt, gebraucht zu werden.

Heute mache ich aus dieser Leidenschaft meinen Beruf. Ich unterrichte auf einer der größten Online-Plattformen der Welt. Der Wechsel in diese neue Arbeitswelt ist zunächst ungewohnt – statt mit Gästen beim Frühstück zu plaudern oder Baupläne zu besprechen, sitze ich nun mit Headset vor dem Laptop.

Ich erkläre Grammatik, trainiere Aussprache und unterstütze Menschen dabei, ihre Träume zu verwirklichen: sei es die Anerkennung als Arzt in Deutschland, ein Studium, ein neuer Job oder einfach der Wunsch, sich in einem neuen Land verständigen zu können.

Meine Schüler kommen aus allen Teilen der Welt – Brasilien, Spanien, Japan, Russland, die Türkei, die USA. Ich begleite Ärztinnen, Pflegekräfte, Ehepartner, Studierende und Auswanderer auf ihrem Weg. Jede Begegnung ist einzigartig, jede Geschichte berührt mich auf ihre eigene Weise. Diese Arbeit ist nicht nur erfüllend, sie schenkt mir auch täglich neue Perspektiven und Erfahrungen.

Zuhause in Kampot hat sich mein Alltag stabilisiert. Meine Tochter Laura geht zur Schule, spricht fließend Deutsch, Englisch und Khmer, und wächst in einem kulturell vielfältigen Umfeld auf. Sie ist neugierig, sensibel und stark – und ich bin unendlich stolz auf sie. Unser kleiner Hund Karli bringt jeden Tag Freude in unser Leben. Er ist Lauras bester Freund und mein treuer Begleiter, besonders an schwierigen Tagen.

Unser Leben ist ruhiger geworden – aber nicht weniger bedeutungsvoll. Ich unterrichte, weil ich es liebe. Ich lebe bewusst, genieße die kleinen Momente, bin für meine Tochter da – und finde jeden Tag aufs Neue Sinn in dem, was ich tue.

Kapitel 16: Leben mit Laura – Alltag, Schule und kleine Wunder

Laura ist elf Jahre alt. Sie besucht eine internationale Schule in Kampot, lernt mit Leichtigkeit drei Sprachen – Deutsch, Englisch und Khmer – und hat sich zu einem bemerkenswert offenen, selbstbewussten Mädchen entwickelt. In ihr spiegelt sich nicht nur meine Vergangenheit wider, sondern auch meine Hoffnung für die Zukunft.

Unsere Tage sind klar strukturiert. Morgens bringe ich Laura zur Schule, dann beginne ich meinen Unterricht. Ich arbeite von zu Hause aus – das macht vieles leichter, gerade mit meiner Krankheit. Nachmittags, wenn Laura wieder da ist, essen wir gemeinsam, sprechen über ihren Tag, lachen viel. Manchmal lernen wir zusammen, manchmal schauen wir uns alte Fotos an oder hören Musik. Es sind diese kleinen, ruhigen Momente, die unseren Alltag prägen – voller Nähe, Liebe und Vertrautheit.

Unsere Möglichkeiten sind durch meine Krankheit zwar begrenzt, aber Laura geht damit erstaunlich reif um. Sie versteht, dass ich nicht alles mit ihr unternehmen kann – keine langen Spaziergänge, keine Fahrradtouren, keine Reisen mehr wie früher. Stattdessen haben wir unsere eigenen Rituale: Wir spielen Brettspiele, machen kleine kreative Projekte, oder sie hilft mir beim Vorbereiten meines Unterrichts. Oft sitzt sie einfach neben mir und malt, während ich unterrichte. Ihre bloße Anwesenheit tut mir gut.

Kampot ist für sie ein echtes Zuhause geworden. Sie kennt die Menschen in unserer Nachbarschaft, weiß, wo man die besten Mangos bekommt, und fühlt sich sicher und geborgen. Sie liebt Tiere, besonders Karli, unseren kleinen Hund, der sie jeden Morgen zur Tür begleitet und am Nachmittag wieder freudig begrüßt.

Natürlich gibt es auch schwierige Tage. Manchmal fragt sie mich, warum wir nicht wie andere Familien leben können – mit Ausflügen, Urlauben, sportlichen Aktivitäten. Dann erkläre ich ihr so gut ich kann, was Parkinson bedeutet und warum unser Leben anders aussieht. Aber ich betone auch, wie stark sie ist und wie besonders unsere Beziehung ist. Sie weiß, dass sie immer auf mich zählen kann – und ich auf sie.

Laura bringt Licht in mein Leben. Durch sie lerne ich, das Wesentliche zu sehen: die Wärme einer Umarmung, die Kraft eines Lächelns, die Bedeutung von Liebe und Präsenz. Sie ist mein größter Antrieb, mein Trost in dunklen Stunden, mein ganzer Stolz.

Unser gemeinsames Leben in Kampot ist ruhig, manchmal herausfordernd, aber reich an Bedeutung. Und wenn ich Laura ansehe – wie sie wächst, lernt, lacht und mit klarem Blick in die Zukunft schaut –, dann weiß ich: Trotz aller Schicksalsschläge habe ich vieles richtig gemacht.

Kapitel 17: Rückblick und Ausblick – Mein Leben in Kambodscha

Wenn ich heute auf mein Leben in Kambodscha zurückblicke, sehe ich ein Mosaik aus Entscheidungen, Zufällen, Erfolgen, Verlusten und Neuanfängen. Was einst mit Neugier und einem Flugticket begann, wurde zu einer Reise, die mich geprägt hat wie keine andere.

Ich habe viel aufgebaut: Gästehäuser, Häuser, ein Resort – aber ich habe auch viel zurückgelassen. Ich habe gelernt, dass Besitz und Erfolg nicht das sind, was einen Menschen ausmacht. Es sind die Beziehungen, die wir führen, die Herausforderungen, die wir annehmen, und die Liebe, die wir geben.

Ich lebe heute bescheiden, aber erfüllt. Meine Arbeit als Deutschlehrer bringt mir Freude und gibt mir das Gefühl, gebraucht zu werden. Ich unterrichte nicht, weil ich es muss, sondern weil ich es will. Es ist meine Art, in Verbindung zu bleiben – mit der Welt und mit mir selbst.

Kambodscha ist mein Zuhause geworden. Ich liebe die Geräusche der Natur, das langsame Tempo, die Herzlichkeit der Menschen. Ich weiß, dass ich hier nicht ewig sein werde, aber ich weiß auch, dass ich nirgendwo anders lieber wäre.

Laura ist mein Mittelpunkt. Sie gibt meinem Leben Richtung, Halt und Tiefe. Wenn ich sehe, wie sie aufwächst – mit Neugier, Mut und einem offenen Herzen –, dann erfüllt mich das mit tiefem Frieden.

Gleichzeitig bleibt eine Angst, die mich nie ganz verlässt: die Sorge, dass ich vielleicht nicht lange genug leben werde, bis sie mich nicht mehr braucht. Ich kämpfe nicht nur mit Parkinson, sondern auch mit starkem Diabetes – zwei Krankheiten, die ihre Spuren hinterlassen. Ich versuche, jeden Tag so zu gestalten, dass er zählt. Für sie. Für uns.

Vielleicht ist das die wichtigste Lektion, die mir dieses Land, dieses Leben, diese Zeit beigebracht hat: Das Leben ist nicht planbar – aber es ist lebenswert. Jeden Tag aufs Neue. Mit allen Höhen und Tiefen.

Ich bin angekommen. Nicht weil alles perfekt ist, sondern weil ich gelernt habe, im Unvollkommenen das Wesentliche zu erkennen.

Zum Schluss: Tipps für alle, die ans Auswandern denken

Nach all den Jahren in Kambodscha und mit allen Höhen und Tiefen, die ich erlebt habe, möchte ich zum Abschluss einige persönliche Tipps teilen – nicht als Allwissender, sondern als jemand, der es wirklich gelebt hat.

1. Träume sind wichtig – aber Vorbereitung ist alles.

Ein Auslandsleben beginnt nicht mit einem Flugticket, sondern mit ehrlicher Planung. Recherchiere, lerne die Sprache, informiere dich über Gesetze, Visabedingungen und Lebenshaltungskosten. Spontaneität ist gut, aber nicht, wenn es um deine Existenz geht.

2. Romantik und Realität gehören zusammen.

Viele Auswanderer träumen vom Leben unter Palmen. Doch das Paradies hat oft auch Mücken, Bürokratie und unerwartete Herausforderungen. Sei bereit, mit Geduld und Pragmatismus auf beides zu reagieren: auf die Magie und die Mühe.

3. Respektiere die Kultur – du bist Gast.

Lerne die Menschen kennen, höre zu, urteile nicht vorschnell. Was dir vielleicht fremd oder „unlogisch“ erscheint, hat in einem anderen Kontext oft seine eigene Logik. Bescheidenheit und Offenheit helfen dir, wirklich anzukommen.

4. Finanziere dich realistisch.

Ein „neues Leben“ ist kein Urlaub. Du brauchst ein stabiles Einkommen, idealerweise auch Rücklagen für schwierige Zeiten. Viele scheitern nicht am Land, sondern an der Geldfrage. Mach dir nichts vor – und plane klug.

5. Pflege deine Gesundheit.

Im Ausland krank zu sein, ist eine der härtesten Prüfungen. Achte früh auf Vorsorge, Ernährung, Bewegung. Wenn du Vorerkrankungen hast: Kläre die medizinische Versorgung vor Ort – auch mental ist das wichtig.

6. Bau dir ein echtes Netzwerk auf.

Freunde, Nachbarn, Gleichgesinnte – sie werden irgendwann wichtiger sein als jede Sehenswürdigkeit. Vor allem in schwierigen Zeiten zeigt sich, wie wertvoll eine Gemeinschaft ist.

7. Mach es nicht, um vor etwas wegzulaufen – sondern, um woanders anzukommen.

Flucht ist nie eine gute Motivation. Wer seinen Problemen aus dem Weg geht, findet sie oft im Gepäck wieder. Geh, weil du wirklich willst – nicht, weil du musst.

8. Und schließlich: Genieße es.

Das Leben ist kurz. Wenn du den Mut hast, neue Wege zu gehen, dann verdienst du es auch, das Schöne zu sehen, zu spüren, zu feiern. Auch wenn es schwer wird – vergiss nicht, warum du dich auf den Weg gemacht hast.